

# M8WORTE

Dieter Forte

---

Astrid Gehlhoff-Claes

---

Peter Jamin

---

Kathrin Lenzer

---

Alexander Nitzberg

---

Alla Pfeffer

---

Peter Philipp

---

Jens Prüss

---

Ferdinand Scholz

Droste Verlag

# Inhalt

## Phantasie + Selbstbetrug | 7 |

- Kathrin Lenzer*: Der Ohrenmann 8  
*Peter Jamin*: Die Oberschenkel 11  
*Ferdinand Scholz*: Ströhers Sprung 16  
*Alla Pfeffer*: Seelenfricassée, flambiert, deux personnes 19  
*Alexander Nitzberg*: Zaudernder Zauberer 21  
*Peter Philipp*: An die eigene Nase 22  
*Astrid Gehlhoff-Claes*: Frühling 25

## Macht + Ohnmacht | 29 |

- Alexander Nitzberg*: Was ist die Nacht? ... 30  
*Peter Philipp*: Macht nix 32  
*Jens Prüss*: Ruckediguh – Blut im Schuh 35  
*Peter Jamin*: Das Haus der Schönheitskönigin 37  
*Ferdinand Scholz*: Macht 42  
*Astrid Gehlhoff-Claes*: Hoffnung 46

## Kunst + Stille | 49 |

- Peter Jamin*: Der Affe von Immendorff 50  
*Alexander Nitzberg*: Die Dichtung ist heute zerbrochen ... 57  
*Kathrin Lenzer*: Ich und Vincent Van Gogh 58  
*Astrid Gehlhoff-Claes*: Tief im Wald 61  
*Jens Prüss*: Wer hat Angst vor dem Mann im Mond? 62  
*Ferdinand Scholz*: Drei Gedichte 63  
*Peter Philipp*: Von wegen! 66

## Erotik + Alltag + Tod + Angst | 69 |

- Jens Prüss*: Trink, Väterchen, trink 70  
*Alexander Nitzberg*: Liebe 77  
*Peter Jamin*: Eine Herzensangelegenheit 82  
*Ferdinand Scholz*: A + B + C + D 88  
*Alla Pfeffer*: Totenvogel 94  
*Astrid Gehlhoff-Claes*: Vorstrafe 97  
*Kathrin Lenzer/Dirke Köppe*: Von der Welt unbemerkt 105

## **Arbeit + Ohne Arbeit | 109 |**

- Peter Philipp*: Der Tutnurso 110  
*Alexander Nitzberg*: Pflück das Auge ... 114  
*Alla Pfeffer*: Psychogramme 116  
*Jens Prüss*: Akademikerschwemme 118  
*Kathrin Lenzer*: Von einer, der etwas fehlt 120  
*Ferdinand Scholz*: Lost in Arbeit 124  
*Peter Jamin*: Im Land der Spargelstecher 128

## **Düsseldorf + Andere Orte | 139 |**

- Astrid Gehlhoff-Claes*: Düsseldorf 140  
*Dieter Forte*: Bobbys Altstadt 142  
*Ferdinand Scholz*: Sechs Gedichte ... 144  
*Alla Pfeffer*: Immer wieder New York! 148  
*Alexander Nitzberg*: Hochhaus 153  
*Peter Philipp*: Denk ich an Düsseldorf 154

## **Lesen + Schreiben (können?) | 157 |**

- Dieter Forte*: Einige Gedanken zur Präsentation heutiger Literatur 158  
*Peter Jamin*: Nora 160  
*Alexander Nitzberg*: Japanologie 173  
*Peter Philipp*: Augäpfel und andere Lese Früchte 174  
*Astrid Gehlhoff-Claes*: Schreiben 178  
*Ferdinand Scholz*: Überhaupt: Selbst geschriebene Sachen schreiben... 179  
*Jens Prüss*: Ein begnadeter Komödiant 183

## **Genuss + Entdeckung | 185 |**

- Ferdinand Scholz*: Münsterländische Begebenheit ... 186  
*Alla Pfeffer*: Picknick 201  
*Peter Philipp*: Iss mir Wurst! 203  
*Jens Prüss*: Annäherung an die Trüffel 205  
*Alexander Nitzberg*: Ball ade 209  
*Kathrin Lenzer*: Wasser 211

- Wie ein Schreiblesereisebuch entsteht 215  
Die Mitglieder der AutorINNengruppe M8WORTE 231  
Danksagung 240



**Phantasie + Selbstbetrug**

*Kathrin Lenzer*

## Der Ohrenmann

Mir gefiel sein linkes Ohr. Es stand nicht ab, es lag auch nicht zu nah an. Es saß genau richtig. Ein selbstbewusstes, ungemein gepflegtes Ohr. Keines, aus dem Haare herauslugten wie die Stielaugen eines Einsiedlerkrebses aus seiner Muschel. Ein Ohr, das geschaffen wurde, große Musik zu hören, die Goldbergvariationen, von Glenn Gould eingespielt, die letzte seiner fünf Aufnahmen. Ich liebe Glenn Gould.

Einmal glaubte ich, einen Mann zu begehren, der sich mit Gould langweilte. Als ich ihm viel zu spät Lebewohl sagte, bemerkte ich, wie unschön seine Ohren waren. Sie passten perfekt zu einem unmusischen Menschen. Anders diese Ohren, dieses linke Ohr. Mehr sah ich zunächst nicht von ihm.

Es war ein Samstagmorgen im Sommer, und zwischen mir und dem Ohrenmann waren viel zu viele Menschen. Er stand vor einem Fahrkartenschalter im Düsseldorfer Hauptbahnhof an, in jener Schlange, die nach Information und Reservierung verlangte. Ich wartete etwa auf gleicher Höhe vor dem Express-Schalter. Mich und den Ohrenmann trennten eine weitere Reihe Bahnkunden. Eine Reihe zu viel. Ich wollte ihn riechen. Jetzt beugte sich der Hüne rechts neben mir hinunter zu seiner Reisetasche. Sein Adamsapfel verschwand aus meinem Blickfeld. Und der Ohrenmann bekam Profil.

Er hatte eine fantastische Nase. Eine Nase, wie sie Michelangelo seinem „David“ gegeben hatte. Mit absolut geradem Rücken, der Stärke und Unbestechlichkeit verhiess. Und mit kräftigen, doch sensitiven Flügeln, die feinen Instinkt verrieten. Diese Nase würde nicht davon laufen, wenn Birkenpollen flögen.

Mit Walter hatte ich unter Birken gelegen, im Frühjahr '89. Damals verstand ich noch nichts von Nasen und noch weniger von Männern. Walter trug ein kleinkariertes Hemd, schmalzgelb und leberwurstgrau. Ich ließ ihn trotzdem mein Ohrläppchen lecken, ließ zu, dass ich feucht wurde. Ich genoss es sogar. Bis Walter der Rotz aus der Nase lief. „Heuschnupfen“, nuschelte er. Wenn Liebe hieße, einem Allergiker dabei zu helfen, seinen Rotz aus meiner Halsbeuge zu putzen, dann wollte ich lieber hassen. Später liebte ich doch noch. Wenigstens habe ich mich ehrlich bemüht.

Der Hüne schob sich wieder in mein Blickfeld. Dafür tat sich eine Reihe weiter ein Sichtfenster auf, als eine japanische Familie – Vater, Mutter und zwei Töchter, eine mit, eine ohne Akne – aus der Schlange der Wartenden ausbrach und zum Ausgang eilte. Ich beugte mich nach vorn, wandte meinen Kopf nach rechts und hoffte, nach Ohr und Nase vielleicht seinen Hals, seine Haare zu sehen.

Was ich sah, waren seine Augen. Beide. Denn auch er hatte seinen Kopf gewandt und schaute mich an. Er lächelte. Ich starb.

Die dürre Dunkelhaarige hinter mir holte mich zurück ins Leben. Überraschend kraftvoll wuchtete sie ihren Hartschalenkoffer in meine Kniekehlen. Ich rückte auf. Meine Hände zitterten. Ich bin ein sehr beherrschter Mensch. Ich analysiere meine Gefühle. Jeder sollte das. Ich verachte Frauen, die ihren Verstand hormonellen Schwankungen unterwerfen; die sich erniedrigen, um hochschauen zu dürfen zu einem Mann, den sie dann den ihren nennen. Wenn nun meine Hände zitterten, wenn ich glaubte, mich von den Rändern her aufzulösen, so deshalb, weil ich mich in seinen Augen erkannt hatte.

Ich schloss einen Pakt mit mir. So hielt ich es seit meiner Jugend, seit ich wusste, dass nur auf mich selbst Verlass war. Wenn ich und er, wenn wir gleichzeitig unsere Schalter erreichten, würde ich ihn ansprechen. Sollte ich vor ihm meine Fahrkarte gekauft haben, würde ich gehen. Sollte er sein Ticket vor mir in Händen halten, würde ich ihn ziehen lassen. Ich laufe Männern nicht mehr hinterher. Und ich warte nicht mehr auf sie.

Zwei Jahre hatte ich auf Markus gewartet. Die übliche, traurige Geschichte. Markus war Geigenbauer und ich seine Geliebte. Damals machte ich Fernsehreportagen für die dritten Programme. Markus war Teil einer Vorabendserie, die erfolgreiche Ein-Mann-Unternehmen porträtierte. Wir drehten in seiner Werkstatt. Seine Frau servierte uns Kaffee. Als ich sah, wie seine kurzen, kräftigen Finger über den Steg der Geige strichen, wie konzentriert sie alle Rundungen und Windungen des Instruments abfuhren, da wollte ich ihn so dringlich haben, wie niemanden und nichts zuvor. Das Kamerateam packte die Geräte ein und ging. Ich blieb. Wir liebten uns noch im Stehen. Ich war die Geige. Nie habe ich schöner geklungen als unter seinen Händen.

Markus' Frau hatte Brustkrebs. Er wollte warten, bis sie gewonnen habe, so nannte er es. Am Ende verloren wir ihn beide. Er reichte die Scheidung wegen einer Cellistin ein. Bevor die Trennung amtlich war, starb seine Frau.

„Aufwachen! Aufrücken!“, befahl die Warteschlangen-Domina hinter mit. Ich parierte. Der Ohrenmann machte sehr viel Boden gut, als sich zwei Damen und zwei Herren, die eben noch paarweise hintereinander gestanden hatten, als Gruppe zu erkennen gaben und gemeinsam an den Schalter traten. Der Hüne neben mir war des Wartens offenbar müde geworden. Ich hatte freie Sicht.

Der Ohrenmann wandte mir seinen Rücken zu. Dass er groß war, wenigstens, einsfüfundachtzig, hatte ich gesehen. Dass er sehr athletisch war, sah ich jetzt. Er hatte kräftiges, dunkelbraunes Haar, das sich im Nacken ein klein wenig lockte, so wie man es bei verschwitzten kleinen Jungen sieht. Mich rührten die Locken. Ich wollte seinen Nacken streicheln und auch seine Schultern, die er unruhig hob und senkte. Sicher trug er selten einen Anzug und fühlte sich unwohl darin. Vielleicht hatte er es nur eilig.

Auf halbem Wege ertappte ich meine Hand. Sie hatte sich zum Mund stehlen wollen. Ich kaue schon lange nicht mehr an den Fingernägeln, wenn ich nervös

bin, die einzige augenfällige Undiszipliniertheit, die ich mir jemals gestattet habe. Natürlich war ich nervös. Ich hatte ja wieder die Schlange gewählt, in der nichts ging, vor allem nichts schnell genug. Immer noch palaverte mein Kundenbetreuer mit der Frau da vorn. Am Express-Schalter. Wäre ihr Busen nur zwei Kubikmeter kleiner gewesen, er hätte sie drei Schalter weiter geschickt. So aber erklärte er der Brust umständlich und unkonzentriert die Vor- und Nachteile jeder nur denkbaren Verbindung, derweil der Ohrenmann seinen Vorsprung ausbaute. Ein Kunde trennte ihn noch von seiner Fahrkarte. Ich dagegen war noch eine Dauerwelle, einen Soldaten und einen viel zu großen Busen von meinem Ziel entfernt.

Ich dachte an meinen Pakt. Ich dachte, dass mich keiner vom Bahnhof abholen würde. Ich dachte an mein Messing-Doppelbett, in dem ich seit Jahren nicht mehr längs, sondern quer schlief. Ich dachte an seine Ohren, seine Nase, seine Augen, seine Größe, seinen Nacken, seine Haare, seine Schultern.

„Bitte“, sagte ich zu der Dauerwelle, einer voluminösen, vielleicht 80 Jahre alten Frau. Mein Zug führe gleich ab, und ich könnte es mir nicht leisten, die Nachlösegebühr zu bezahlen. Ihr erginge es nicht anders, entgegnete sie. Außerdem habe sie Wasser in den Beinen. Jetzt wandte sich der Soldat um. Ich konnte nicht ernsthaft erwägen, eine zuckerkrank Seniorin vor den Augen eines Bundeswehrsoldaten zu Boden zu schlagen. Panik, schüchtern noch, nahm mich in ihre Arme.

„Bitte“, sagte ich zu der Dauerwelle. Ich sei Epileptikerin und bekäme einen Anfall, wenn ich lange stünde oder mich aufregte, und da ich nun beides zu tun gezwungen wäre, bekäme ich nun sicherlich sehr bald einen. „Nun“, sagte die Zuckerkrankte und musterte mich eingehend. Das hat Eduard Zimmermann mit seinen Sendungen getan. Die Menschen vertrauen einander nicht mehr. Ich hyperventilierte. Die Dauerwelle gab schließlich den Weg frei, der Soldat winkte mich durch. Ich hörte mein Herz schlagen und machte mich bereit, den Busen beiseite zu treten. Da räumte er das Feld.

Ich und der Ohrenmann traten zeitgleich vor unsere Schalter, wie vor einen Traualtar.

Ich würde ihn ansprechen, ich würde seine Stimme hören, ich würde seinen Körper riechen, ich würde seinen Atem auf meinen Wangen spüren. Meine Hand würde in seiner Hand liegen, mein Wort würde sein Wort wechseln, meine Gedanken würden seine Gedanken sein. Ich wusste es.

Er wusste es wohl auch. Der Ohrenmann blickte mich an und lächelte. Sodann wandte er sich dem Mann hinter dem Schalter zu und sprach –  
lauten, tiefen, ordinären, hässlichen Dialekt.

Peter Jamin

## Die Oberschenkel

Manche suchten bei mir nur ein schnelles Abenteuer. Keine ernsthafte Beziehung. Was mich besonders verletzte, war die Unehrllichkeit. Ich hatte nichts gegen einen One-Night-Stand. Diese Art Spätschichtvergnügen kannte ich, seit ich 14 Jahre alt war und die unschuldige Verliebtheit der ersten Begegnungen einem sexuellen Verlangen Platz gemacht hatte. Auch war ich musikalisch gut drauf, was den Mädchen imponierte. Ich hatte mir eine gebrauchte Gitarre gekauft und übte die Griffe, mit denen Jimi Hendrix die Little Richard Band beim Vorspielen überzeugt hatte, mit ihm auf Tournee zu gehen. Hendrix hieß damals noch Maurice James, während ich längst einen Künstlernamen hatte. Nick. So nannte ich mich.

Ich war ein Junge in besten Jungen-Jahren. Hatte gelernt, die erotischen Träume am Morgen in den Griff zu bekommen. Sehnte mich auch schon nach Wärme und Gemeinsamkeit. Verstand allerdings nicht, warum mir die Mädchen erst schöne Augen machten, mir aber den Rücken kehrten, sobald ich mich ihnen hingegen hatte.

Kosima hieß das Mädchen, das mir zum ersten Mal das Gefühl vermittelte, von ihm benutzt und danach auf den Müll der Gefühle geworfen zu werden. Es war in den Tagen, als Keith Richards von den Rolling Stones in ziemlich angeheitertem Zustand die Beatles in ihrem Londoner Musikstudio besuchte. Er wollte ihnen bei den Aufnahmen ihrer neuen LP „Stg. Pepper’s Lonely Hearts Club Band“ zuhören, verirrte sich jedoch und landete in einer Instrumentenkammer, wo er sich zwischen Schlagzeugtrommeln und Elektrogitarren zum Schlafen niederlegte. Als er nach 12 Stunden aus seinem Gefängnis befreit wurde, flüchtete er in Panik.

So ähnlich sollte es mir mit Kosima ergehen. Die kurze Zeit mit ihr hatte für mich etwas von einem Bungee-Sprung, bei dem ich im freien Fall ein absolutes Glücksgefühl empfand, um dann kurz über dem Boden festzustellen, dass das Gummiseil zu lang war.

Kosima war 17 Jahre alt und sehr selbstbewusst. „Gehst Du heute Abend mit mir tanzen?“, fragte sie mich.

Ich antwortete ohne Zögern und ziemlich lässig: „Das wollte ich dich auch gerade fragen!“

Ich hatte das Mädchen schon seit längerer Zeit beobachtet. Fast jeden Tag begegneten wir uns auf dem Tennisplatz. Sie trug das kastanienbraune Haar hoch gerafft zu einem Pferdeschwanz. Daran erkannte ich sie, auch wenn sie wieder einmal von einer Gruppe Jungen umringt war. Noch mehr als ihre Frisur mochte ich ihre langen, nackten Beine, die in bunt geringelten Tennissocken begannen und irgendwo unter dem kurzen, weißen Tennisrock endeten. Ich liebte es, sie zu be-

obachten, wie sie hinter dem kleinen gelben Ball her rannte. Bei jedem Sprung wehte ihr Rock hoch, und ich sah die muskulösen Oberschenkel.

Nein, ich war damals kein Junge, der diese Szenen auskostete. Mir genügte ein kurzer Anblick nackten Beins, ein Moment der Erregung, und meine Gedanken woben ein Netz aus romantischen Szenen. Ich rannte mit Kosima Hand in Hand über die Wiesen am Rhein, und sie ließ sich irgendwann fallen, und wir rollten durch das Gras, rollten über den Deich und weiter bis zum Sandstrand. Hier warf ich einen flachen Stein so über das Wasser, dass er mehrmals auf der Wasseroberfläche auftitschte und weiterflog und weiterflog und einen großen Bogen schnitt und zu uns zurückkehrte. Und ich reichte ihr den kleinen, glatten Stein, und sie schob ihn sich zwischen die sehr großen, meist leicht rissigen, rauen Lippen und lutschte darauf, als hätte ich ihr etwas sehr Schmackhaftes gegeben.

„Du tanzt gut“, flüsterte sie mir ins Ohr, als ich ihren Körper beim Jahresfest im Tennisclub zum ersten Mal zwischen meinen Händen fühlte.

„Du drückst mich so fest an dich, so, wie es sonst nur die älteren Jungen tun“, flüsterte sie mir ins Ohr, als aus den Wiener Walzern endlich langsame geworden waren.

„Ich spüre Deinen Haustürschlüssel in der Hosentasche“, flüsterte sie beim Slow-Fox an diesem Abend.

„Wir wollen niemals auseinander gehen“, spielte die Kapelle, als ich ihr mein Bein zwischen diese Oberschenkel schob, nach denen ich mich so lange gesehnt hatte. Diese wunderbaren, kräftigen Schenkel.

„Können wir nicht mal zusammen tanzen gehen?“

„Machen wir doch gerade?!“

„Ich, ich meine, so richtig. Alleine“, sagte ich und schob mein Knie zum Takt des Tango höher. Über ihre Schulter hinweg hielt ich dabei Ausschau nach Kosimas Vater. Er war der Präsident des Tennisclubs und bekannt dafür, dass er eifersüchtig auf die guten Sitten und besonders jene im Umgang mit seiner Tochter achtete.

„Er ist hinter dir“, flüsterte Kosima. „Hinter Dir!!!“

Mein Bein schlenkerte eine formvollendete Acht aufs Parkett. Kosima presste die Oberschenkel zusammen. Und so zeigten wir unsere frisch erworbenen Tanzschul-Kenntnisse sittlich und in Perfektion, wobei es allerdings nicht ausblieb, dass ich bei der zufälligen Berührung ihrer Brüste einen steifen Finger bekam. Als Kosima das spürte, strich sie mir heimlich bei der nächsten Linksdrehung die Hose glatt. Solche intimen Gesten waren sogar für mich damals ungewohnt. Obwohl wir ja von unseren Vorbildern schon viel geboten bekamen, wenn ich daran denke, wie der Musiker Jim Morrison in Miami bei einem sehr kaputten Konzert auf der Bühne versuchte, seine braune Lederhose aufzuknöpfen und seinen Penis herauszuholen. Nur mit Mühe konnte ihn ein Musiker der Gruppe „Doors“ daran hindern. Der anberaumten Gerichtsverhandlung wegen unsittlichen Beneh-

mens in der Öffentlichkeit kam der Musiker durch seinen Tod zuvor. Bei unserer nächsten Begegnung beschränkten sich unsere Bewegungen zur Musik nur auf ein sanftes Wiegen mit den Kniekehlen und zentimeterweites Verrücken der Füße. Wir trafen uns im Pferdestall. Das war eine Kneipe, in der nie ein Tier, aber viele schwitzende Jugendliche gesehen wurden. Wir standen nur kurze Zeit an der Theke. Sie trank hastig eine Fanta und ich schnell eine Cola. Dann sagte ich: „Lass uns tanzen.“

Kosima lächelte mich zärtlich an, und wir verschwanden hinter dem Vorhang zur Tanzfläche. Die war so groß wie ein Eiswasserbecken in der Sauna, nur die Luft war verdammt heiß. Im Dunkeln pressten wir unsere Körper so eng aneinander, als wollten wir den zwei anderen Pärchen im Raum, deren Schemen kaum zu erkennen waren, möglichst viel Platz zum Tauchen lassen. Mit jeder unserer Bewegungen wurde die Luft stickiger. Der Geruch des Begehrens mischte sich mit dem Schweiß der Angst entdeckt zu werden.

An diesem Abend sagte ich Worte, wie sie mir noch nie eingefallen waren.

Zum Beispiel: „Ich möchte an dich gekettet sein!“

Oder: „Die Dunkelheit wird für mich jetzt immer Kosima heißen!“

Und: „Wir wollen niemals auseinander gehen!“

Das war nicht sehr einfallsreich, aber der Titel eines Schlagers unserer Jugend. Wir küssten uns an diesem Abend, so lange die Musik spielte und später, auf dem Heimweg zu ihrem Elternhaus, saßen wir auf einer Bank und versuchten, die erhitzten Stellen zwischen unseren Schenkeln durch Handauflegen zu kühlen.

Mehr geschah nicht in dieser Nacht, und als ich, erstmals in meinem Leben, spät nach Mitternacht nach Hause ging, war ich stolz auf meine Eroberung und befriedigt von den feuchten Küssen und den Zuwendungen ihrer Hände und überzeugt davon, am Beginn einer langen, ersten Freundschaft zu stehen.

Zwei Tage später erzählte mir Sven, mein Freund: „Ich habe Kosima gesehen. Mit Norbert. Aus der Abi-Klasse.“

Mir fällt es schwer, zu beschreiben, was in diesem Moment in mir vorging. Verwirrung. Panik. Hilflosigkeit. Ich weiß nicht, wie lange die Pause dauerte, bis ich auf die Enthüllung reagierte. Dann gab ich mich gelassen.

„Was Kosima macht, interessiert mich nicht.“

„Sie haben im Park geknutscht. – Und es gemacht.“

Ich ließ mir nicht anmerken, wie enttäuscht ich war. Betrogen. Ausgebootet. Ich ahnte, dass ich den Grund für ihr Verhalten bei mir suchen musste. Ich hatte ihr nicht gegeben, was sie suchte. Nicht mehr als Berühren, Küssen, Streicheln. Ich ging nach Hause, schrieb ein trauriges Gedicht und nahm mir vor, nie mehr mit Kosima zu sprechen.

Das war nicht etwa nur Laune eines Moments. Nein. Damals war der Philosoph Jean-Paul Sartre mein Favorit. Noch vor Hemingway, Camus oder Ionesco.